

Die Hallerkows.

Roman von Carl Sobemmer.

(5. Fortsetzung.)

Ganz mißverständlich haben Sie mich ja nicht! Na, kurz und gut, Sie haben doch eine Schwester, die eine sehr ansehnliche Mitgift erhält, die wird einfach einen Herrn der guten Gesellschaft heiraten. Das läßt sich schon machen, ist gar nicht so schwer, wie Sie sich wahrscheinlich vorstellen!... Und wenn die kleinen Mädchen so um die zwanzig herum sind, melbet sich das Herzogen!... Natürlich einem jeden, der antritt, wird Ihr Fräulein Schwester nicht in die Arme taumeln!... Aber einem eleganten Mann in angelegener Position — warum denn nicht!?

Ernst Hallerkow schob die Unterlippe vor. Die Enttäuschung spiegelte sich auf seinem Gesicht.

„Das wird nicht so leicht sein! Die Schönheit drückt meine Schwester wahrhaftig nicht! Ja, und dann ganz ehrlich, Herr Solemacher — die Eltern!“

Aber der ließ die Mundwinkel hängen, sah seinen jungen Freund mit einem spöttischen Lächeln an.

„Ich bin doch keiner, der dummes Zeug schwätzt! Sie scheinen auch noch nicht den rechten Begriff zu haben, welche Macht Geld in unseren Tagen ist! Da haben wir's ja, was ich Ihnen heute abend schon wiederholt gesagt habe, es fehlt noch an dem rechten Vertrauen...“

„Aber ich bitte Sie, Herr Solemacher,“ unterbrach Ernst Hallerkow eifrig, „ich habe nur meine Bedenken und glaube sie gerade Ihnen gegenüber ehrlich ausgesprochen zu müssen!“

„Je mehr sich der Jüngling verbeißt, um so lieber war es dem alten Fuchs, da bekam er ihn noch fester in die Hand. Herr Solemacher setzte für's erste wieder sein hochmütiges Gesicht auf.“

„Schönheit? Ein Begriff! Na ja... Mein Gott, gerade unter den vorwaltenden Verhältnissen — verzeihen Sie schon — wird Ihrem Fräulein Schwester sehr viel daran liegen, möglichst bald von Ihren Eltern wegzutommen, sich einen selbständigen Haushalt zu gründen!“

„Da haben Sie allerdings recht,“ erwiderte Ernst Hallerkow mit einem tiefen Atemzug.

Nun lachte Herr Solemacher wieder.

„Menschlich völlig verständlich!... Das ganze „Arrangement“ ist ein Kinderpiel, immer vorausgesetzt, daß Sie Ihren Einfluß ausüben. Und das kann Ihnen doch nicht schwer fallen!... Warum ich überhaupt den Vorschlag mache? Um Ihre gesellschaftliche Stellung zu heben! Weich der Himmel wie es kommt, aber ich hab Sie herzlich lieb!“

„Das war so treuherzig gesagt, daß Ernst Hallerkow das Wasser in die Augen schob. Solche Töne waren ihm bisher fremd geblieben. Die Eltern hatten ihn gewiß lieb — aber nach derber Bauernart... Und nun sollte er den großen Schritt in's Leben wagen. Es kam auf ihn an, ob es überhaupt möglich war. Daß ohne Ueberwindung von Hindernissen dieser Plan nicht ratsam werden konnte, war ihm vollkommen klar. Aber Herr Solemacher stand an seiner Seite — und später doch sicher der „Schwager“ und hoffentlich auch die Schwester... Und doch warnte ihn eine innere Stimme. Den Rückzug wollte er sich auf jeden Fall offen halten.“

„Ich könnte es ja probieren! Es kommt doch darauf an, wie sich meine Schwester zu dem Plan stellt! Offen gestanden, ich hab mich in den letzten Jahren nicht allzu viel um sie getummelt!“

Da geriet Herr Solemacher in Eifer.

„Dann seien Sie vorsichtig! Fallen Sie nicht mit der Tür ins Haus Besenken Sie dabei immer, daß es sich um Ihre Zukunft handelt!... Ich nehme an, Sie sind ein gewandelter junger Mensch!“

Ernst Hallerkow fühlte gar nicht, wie ihm der alte Fuchs immer wieder die Sporen gab. Er bekam einen roten Kopf.

„Ja, aber erst muß doch überhaupt einer da sein, der um meine Schwester freit!“

„Das war wohl meine Aufgabe, Sie Kind... Und nun ist's genug für heute abend! Ich meine, über die Dinge zu sprechen! Jetzt will ich Ihnen erzählen, wie ich zum Schluß auf den Löwen kam, dessen Fell da liegt! Stieg die Kugel zwei Zentimeter anders, war ich ein toter Mann und wurde von der Bestie aufgefressen — mit Haut und Haaren!“

Als Ernst Hallerkow eine Stunde später in einem Automobil nach Hause fuhr, brummte ihm der Kopf. Über seine Hände öffneten sich und trampften sich immer wieder zusammen. Endlich konnte er doch einmal beweisen, daß er Energie im Leibe habe. Anna, ach Gott, die wickelte er ein! Und dann wollte er sich einschlingen in die Kreise, um die er bisher nur mit einem scheuen Augenaufschlag herumgeschlichen war... Herr Solemacher aber pugte mit

einem niederträchtigen Lächeln sein Monotel. Dieses Kind! Da war Geld zu verdienen! Ohne daß man arbeitete. Und die „Abwechslung“ würde ein sehr unterhaltsames Theaterpiel werden.

Anna Hallerkow war ein bleiches, launisches Mädchen von zwanzig Jahren geworden. Ihr Vater schätzte zwar reichlich oft über das „Gehabe und Getue“, aber dann nahm sie ihre Mutter immer gleich in Schutz.

„Paul, das Kind ist krank!“

Und wenn die elterliche Auseinandersetzung erst so weit gediehen war, dann wußte die Tochter, wie sie ihre Wünsche anzubringen hatte. Mit reichlich viel Tränen! Mit Gejammer, was andere reiche Mädchen in ihrem Alter vom Leben hatten! Und wenn das nichts half, spielte sie den allerletzten Trumpf aus, der zog immer.

„Erst, der kann tun und lassen was er will! Der Faulpelz, der dem Herrgott die Tage stiehlt! Ich aber sitze zu Hause und stichle an einer sinnlosen Handarbeit!“

Daß unter solchen Umständen das Verhältnis zwischen Bruder und Schwester nicht das beste war, ließ sich denken. „Dumme Gans“ und „alberner Junge“ kamen in ihren Unterhaltungen reichlich oft vor. Einmal hatte Ernst ihr zornig zugerufen:

„Wenn nur erst einer auf dich reingefallen wäre, damit einem Deiner Gesicht nicht mehr den Appetit verdirbt!“

Da hatte der Bruder an den wunderlichsten Punkt gerührt. Eine Szene war da losgebrochen, an die die Eltern nur mit Entsetzen dachten. Die dürftigen Haare hatte sich Anna gerauft und geschrien:

„Auch spotten tut der alberne Junge noch! Was kann ich für meine Eltern? Man darf sich gar nicht mit ihnen sehen lassen. Nicht einmal ein vernünftiges Deutsch können sie reden! Man hat Angst, wenn sie bloß den Mund aufstun! Ernst zieht einfach los! Ich aber sitze zu Hause, wie soll ich da jemand kennen lernen?“

Und dann waren die Anklagen nur so auf die Eltern heruntergeschlagen. Der Vater war, auf seine Tochter zugesprungen, die rudiische Frau Christine aber hatte sich dazwischengeworfen und geschrien:

„Paul, das ist doch krank! An so jemand hat ja's auch nicht! Ich kenn' sie doch! Das ist die Kerne, die bösen Kerne!“

Und dann hatte Frau Hallerkow ihr Töchterchen gehatschelt. Der Vater mußte ein paar mal in der Woche mit ins Theater und in Konzerte gehen, obgleich er viel lieber an seinem Stammtisch „unter vernünftigen Menschen“ gesessen hätte... Als Ernst Hallerkow am Morgen nach dem Zusammensein mit Herrn Solemacher ziemlich spät erst zum Vorhausein kam, hallte Annas reichende Stimme wieder einmal durch drei Türen. Da wußte er sofort, was er zu tun hatte: nämlich für die Schwester Partei zu ergreifen... Und der Zufall kam ihm ganz merkwürdig zu Hilfe. Ostel August aus Hinterpommern hatte geschrieben, daß sich seine einzige Tochter Tella mit dem ältesten Sohn des ihnen ja bekannten Rittergutsbesizers Lamm verlobt habe. Sehr ausführlich und ziemlich unorthographisch hatte er seiner „lieben Verwandtschaft“ mitgeteilt, daß sein Schwiegersohn das Rittergut Kleffendorf von seinem Vater nun übernehmen werde, Anton sei eine ausgezeichnete Partie und er habe sich auch nicht lumpen lassen. Fast dreitausend Morgen Wald, der an Kleffendorf grenze und auf den der alte Lamm genau so verfaßt gewesen wäre wie sein Sohn, habe er gekauft von einem Baron Bannin. Den brachte seine Tella mit in die Ehe und natürlich auch noch eine anständige Aussteuer. Und im übrigen hatte er den Mund auch noch reichlich voll genommen. Seine braven Jungens hatte er herausgestrichen. Sehr wundern würde es ihn, wenn sein Aeltester, Max, nicht auch nachhins mit einem Verständnis angetrückt käme, für ihn und seine Emma würde es nachgerade Zeit, in stiller Zurückgezogenheit die Daunen miteinander tanzen zu lassen... Zur Hochzeit müsse natürlich die „liebe Verwandtschaft“ vollständig erscheinen, denn endlich sollten sie sich seinen herrlichen Besitz einmal ansehen.

Bruder und Schwägerin war der Brief gehörig in die Nase gefahren. Aus dem sprach eine befähigte Zufriedenheit. Gut schienen die Kinder auch eingeschlagen zu sein. Paul Hallerkow sah mit vorgehobener Unterlippe da, und die rudiische Christine trommelte Generalmarsch mit den Fingerspitzen auf dem Tisch... Anna hatte die Gelegenheit wieder einmal benutzt, um ihrer Würgelucht freien Lauf zu lassen, sie fing an zu weinen, zu kreischen.

Tella, die hat's gut! Ihre Eltern halten sie nicht hinter Schloß und Riegel! Inseinerer, was hat der vom Leben?“

„Kindchen, Kindchen,“ versuchte Frau Hallerkow ihre Tochter zu besänftigen, Tella ist doch viel älter als Du! Mit vierundzwanzig Jahren bist Du auch verlobt!“

Anna sprang vom Stuhl auf, lief durch das Zimmer, rang die Hände.

„Kommt überhaupt jemand zu uns?... Vater legt sich in seine Weinkeise und Du, Mutter, was tust Du denn? Fallest die Hände und zuckst Dich höchstens einmal mit den Dienstboten! Bis sie weglaufen! Ich tät's auch!... Nein, was ist das für ein Leben hier... ein jammervolles!“

Auf Annas bleichem Gesicht zuckten die Nerven, ihr Bartstüchlein fuhr immer wieder an die große, spitze Nase, in weinerlichem Tone überschüttete sie die Eltern weiter mit Vorwürfen. Und die hörten gottgeredet zu. Denn Einwendungen brachten das Mädchen in immer größere Erregung — und dann mußte wieder der Doktor geholt werden, der sagte ja doch jedesmal daselbe: „Sehr nervös, das gnädige Fräulein! Stärkungsmittel wären angebracht!“ Und neulich hatte er sogar Zitterneuren verordnet. Paul Hallerkow verstand den Arzt schon. Das hieß: Führt es aus, damit es einen Mann findet, in den Jahren werden die Mädchen leicht ein bißchen ruppelköpfig... O, er hätte gar nichts dagegen gehabt. Aber das „Ausführen“ war so eine Sache. Den ersten besten wollte Anna nicht, denn die hatte doch „höhere Bildung“, ja und wie sollten sie in Kreise kommen, in die sie gar nicht gehörten. Ein paar mal hatte sie es, a probiert. Einige sehr nette, auch recht vermögende Mieter wohnten in ihren Häusern, aber den Leuten fiel das „id“ und die verdammte Verwechslung von mir und mich auf die Kerne. Da war der „neue Verlehr“ immer fürchtbar schnell... zurückhaltend geworden und hatte sich bald ganz zurückgezogen. Nur ein freundschaftliches Begrüßen auf der Treppe, wenn man sich zufällig traf, war übrig geblieben... Als Anna gerade im besten Zimmern war, trat ihr Bruder in's Zimmer.

„Na, wo brennt's denn?“ fragte er gelassen und gähnte dazu. Solche kleinen Gemütsregungen pflegte sich jede Woche einmal einzustellen. Und die auszuweichen verstand er. Bald trat er entschlossen für den Baptisten ein — meistens — bald für die Mutter, schließlich wanderten dann immer ein paar Scheinchen in seine Brieftasche und eine unbezahlte Rechnung wurde er auch los. Leil die bequemen Eltern genug von der Bannerei hatten. Sonst begann das Getöse doch wieder von vorn.

Breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, horte Ernst gelassen die Neuigkeit an, machte dann ein sehr nachdenkliches Gesicht.

„Na ja, wenn man sich's in Ruhe überlegt, eigentlich hat Anna verflucht wenig vom Leben.“

Die sperrte den großen Mund auf, ungläubig sahen ihre grünen Augen den Bruder an, wollte der sie verbaltern?

Ernst blieb ruhig, er wußte, so kam er am weitesten... Und da konnte er Herrn Solemacher ja gleich beweisen, daß er Energie im Leibe hatte.

„Recht muß doch Recht bleiben, Vater! Ihre Lummerei auch wirklich herzlich wenig um Anna! Ich werde sie in der nächsten Zeit ein bißchen mit an die frische Luft nehmen!“

„Ja, danke,“ schimpfte der Vater los. „Det könnte 'ne scheene Jeschichte werden.“

Anna tanzte schon lachend durch's Zimmer. Trodnete sich dabei die letzten Tränen.

„Hein wird das sein!“ Frau Christine meinte: „Lag die beiden man, Vater. Lange wird dat Verjügen nix dauern!“

„Et wird Geld kosten, biste Geld,“ brummte der. Aber seine Ruhe wollte er jetzt haben. Das merkten die Kinder. Da setzten sie zum gemeinsamen Sturm an. Mit Erfolg! Denn Ernst mußte doch für die Schwester auch mitbezahlen und die gebrauchte ein paar neue Kleider und etwas Schmuck. Und durchbrochene Strümpfe von der gleichen Farbe wie die Schuhe... Und Frau Christine machte gern Einkäufe. Außerdem hatte ihr Mann neulich ein paar Mieter gefeiert und die hatten es sich gefallen lassen.

Ja, die Kaiserallee ist eine feine Gegend!

7. Kapitel. Ungefähr um dieselbe Zeit empfing Herr Solemacher den Besuch eines Barons Ralslow. Einem Herrn, der auf dem grünen Rasen sehr bekannt war. Er besah einen kleinen Rennstall von fünf Hindernispenden und gewann jedes Jahr ein erkleckliches Stämmchen, das freilich für die Unkosten und das „standesgemäße Leben“ draufging. Aus den Schulden war er in der letzten Zeit nicht mehr herausgerudert. Der kleine, höfliche Baron war ein ausgeprägter Pechvogel. Ein paar Jahre war er Offizier gewesen in einem schlechten Dragonerregiment, ein Sturz bei einem Rennen hatte ihn dienstlich untauglich gemacht. Eine Wippe war ihm so unglücklich gebrochen, daß die Lunge dabei verletzt wurde. Er

fühlte nur den Unfall, wenn er einen scharfen Galopp ritt. Da stockte ihm so jammervoll in der linken Seite, daß ihm der Atem ausging. Nun mußte er seine Pferde von anderen reiten lassen. Die waren sein Kapital... Und wenn man den ganzen Tag nichts zu tun hatte — das kostete Geld.

In sehr gedrückter Stimmung sah der kleine Baron Ralslow Herrn Solemacher gegenüber, strich sich mit Daumen und kleinem Finger immer wieder nervös den tuzgeschneitten, blonden Schnurrbart. Herr Solemacher beachtete ihn gelassen. Er hatte das Kerlchen in der Hand. Das mußte tanzen, wie er pfiff. Ein Gespräch entwickelte sich, da, ein Gespräch, mit dem einer ganzen Anzahl von Menschen gebiert war — ihm natürlich am meisten, „der Baron nun vorn an der Brust gepakt und den Standpunkt klar gemacht.“

„Wie konnten Sie nur so etwas tun? Mit dreißig Jahren ist man doch kein Kind mehr!“

Der Baron zog die Unterlippe zwischen die Zähne, tiefe Falten gruben sich auf seine Stirn.

„Heute begreif' ich mich ja selbst nicht! Das herzt, ganz stimmt das nicht! Ich sagte mir schon damals, gehi das Geschäft schief, dann leibit dir nichts anderes übrig als die Kugel... Aber man hoffi doch! Meine Pferde waren gut auf dem Posten, hatten Engagements in ein paar großen Rennen. Wenn sie nur zwei gelandet hätten, wär' ich über den Berg gewesen. Aber nicht ein einziges brachten sie nach Hause! In den wertvollen Rennen mußten sie sich mit den undantbaren zweiten Plätzen begnügen, die nicht viel mehr als den Hafer und die anderen Unkosten einbringen!... Herrgott, was macht dieses Hängen und Bangen nervös!... Aber die Schinder sind trotz dem eine Menge wert! Hätte nur ich sie noch reichen können!... Herr Solemacher, wir stehen doch mitten in der Rennsaison, sorgen Sie, bitte, dafür, daß ich die Pferde behalte!“

Gewiß wollte er das. Damit es so ausfalle, als hätte der Baron Kapital hinter sich. Aber zappein mußte er ihn noch ein bißchen lassen, damit er empfänglich für seine Pläne würde. Also ihn erst einmal mit Vorwürfen überschütten.

„Sie haben die Pferde zweimal verpfändet! Landläufig nennt man das Betrug! Erfahren's die Leuten und machen sie Krach, so bekommen Sie Gefängnis, Ihre ganze Zukunft ist zum Teufel! Da wird nicht gefragt: hat der Baron Ralslow die löbliche Absicht gehabt, seine Schulden zu bezahlen? Hatte er es getan, wenn er die beiden Rennen gelandet hätte? Sondern da heißt es: Hier, der Beweis, zweimal hat er seinen Rennstall verpfändet, sogar ziemlich gerissen hat er das angelegt, ein beträchtliches Maß von erlosener Einbringung hat er gegeben, ein Baron, ehemaliger Offizier und gebildeter Mensch, der dem grünen Rasen gelebt hat, anstatt sich einem bürgerlichen Beruf zuzuwenden und zu arbeiten. Resultat: Strafverurteilung, womöglich Ehrverlust.“

Der Baron Ralslow griff in die hintere Hosentasche und brachte eine kleine Browningspistole zum Vorschein.

„Mach kriegen sie nicht! Im letzten Augenblicke stieß ich mir eine Kugel durch den Kopf!“

„Nun, nun“, wehrte Herr Solemacher gelassen ab. „Ueberlegen wir uns lieber, wo der Zimmermann das bewußte Loch gelassen hat!“

„Sie finden es schon, Herr Solemacher! Wenn Sie nämlich wollen! Sie sind meine allerletzte Hoffnung!“

„Ja, mein Lieber, ein Ertrinkender klammert sich betanntlich an einen Strohhalm!“

Da wurde der Baron sehr ernst.

„Ne, der nützt mich nichts! Keine halbe Maßregel! Betomm ich nicht verbrieft und verpfändelt die Verpfändung, daß man mich bis zum Schluß der diesjährigen Rennsaison in Ruhe läßt, so stieß ich mich lieber über den Haufen! Die Aufregungen hält ja kein Pferd aus!“

„Und nach Schluß der Rennsaison sind Sie genau so weit wie heute! Falls Ihre Pferde Ihnen nicht eine ganz gehörige Stange Gold landen! Es ist möglich, aber sehr unwahrscheinlich! In solchen Situationen pflegt nämlich alles wie verbergt zu sein!... Oder haben Sie bestimmte Pläne, — auf anderem Gebiete?“

„Pläne? Mein Gott, dughenweise jagen sie mir schon seit längerer Zeit durch den Kopf!... Was ist das Ende vom Liede? Daß man dankbar ist für jeden Galgenstrick!... Und hofft und hofft!“

Da hielt es Herr Solemacher doch für an der Zeit, mit seinen Plänen herauszurücken. Vielleicht, höchstwahrscheinlich, hatte der Baron ähnliche Pläne wie er. Das gute Geschäft konnte sonst zum Teufel gehen. Also dem kleinen schleunigst den Daumen auf die Nase gedrückt.

„Sie haben aber auch gar keine Zeit, lange zu hoffen!... Wenn ich nicht schon recht beträchtlich für Sie

vorgearbeitet hätte, könnte es passieren, daß Sie in den nächsten vierundzwanzig Stunden tot sind oder hinter schwedischen Gardinen fähen... Von Ihrem Anstand würde freilich zu erwarren sein, daß aus dem Strohhalm ein Balken wird, der Sie trägt! Dann würde ich sofort mit den beiden Kerlen, denen Sie Ihren Rennstall verpfändet haben, deutsch reden! Die hielten den Mann und warteten, denn zufällig weiß ich von beiden ein paar Gesichten, für die der Staatsanwalt auch Interesse haben könnte!... Mit solcher Bande muß man nicht lange jaden!“

„Graf wurden die blauen Augen des kleinen Ralslow... Das heißt: Rettung ist in allerhöchster Not!“

„Ja, so reden Sie doch weiter, lieber Herr Solemacher!“

Der rümpfte die Nase.

„Gern best ich die Hände nicht in solche Fäden, das können Sie mir getrost glauben!... Wenn ich nicht ein so passionierter Sportsmann wäre — und Sie mir nicht schon längst leid getan hätten, ließ ich die Finger davon!... Und Sie lamen zu mir offen und ehrlich!... Ja, wer hat Sie eigentlich zu mir geschickt? Wir kannten uns doch nur „läufig!“

Da bekam der Baron Ralslow einen roten Kopf.

„Erlaßen Sie mir das, — bitte!“

„D nein, mein Lieber! Ohne Ehrlichkeit ist da nichts zu machen! Ich muß vollkommen im Bilde sein! Sonst jeh' ich mich zwischen zwei Stühle! Dafür dank' ich bestens! Auf einmal prangt man in einem Berliner Revolverbüchse! Und dann muß man sich reinwaschen, gründlich, vor Gericht, — den Kerger, die Schererei, und das schlimmste, den Spriger auf der weißen Weite, hat man weg mag der Medatour auch noch so verdonnert werden. An jedem hängt bei einem Krachel etwas hängen, auch an dem Harnlopfen, das ist nun einmal so auf der Welt!“

Fünf Minuten wehrte sich der kleine Baron, bis Herr Solemacher ihm sehr entschieden „mit Abbruch der Verhandlungen“ drohte.

„Aber es bleibt unter uns — auf alle Fälle!“

Da lachte Herr Solemacher laut auf.

„Ich hab' doch meine Hände in Finanzgeschäften von Großbanken stecken. Was glauben Sie wohl, was geschehen würde, wenn ich den Mund nicht halten konnte? Erledigt wär' ich, — gründlich erledigt!“

„Frau von Brahmstrang hat mich zu Ihnen geschickt!“

„Wer?“ fragte Herr Solemacher und wendete argertlich den Kopf nach rechts, als habe er nicht richtig verstanden.

„Frau von Brahmstrang. Sie wohnt auf der Regensburger Straße, draußen im Westen, am Vittoria-Luisen-Platz!“

Herr Solemacher tat höchlichst erstaunt, schüttelte den Kopf.

„Wie gehört, diesen Namen!“

„Ich bin zu ihr gegangen, als mir die Not auf die Nügel brannte. Tollwitz von meinem Regiment, der oft meine Pferde reitet, wie Sie wissen, gab mir die Adresse, Frau von Brahmstrang soll in allerer Geschäften ihre Hände haben, ihre Spezialität ist, Wechsel diskontieren! Als sie meine Weichte hörte, machte sie ein langes Gesicht, sagte dann: wenn einer mir in der verzweifeltsten Lage helfen könnte, dann wären Sie es! Sie tennie Sie zwar nicht, aber ich sollte doch einmal zu Ihnen gehen! Auf die Seele hat sie mir gefunden, Ihnen nicht zu sagen, daß sie mir das geraten hat!... Und nun hab' ich doch geplappert!... Bitte, Herr Solemacher, bringen Sie mich der Dame gegenüber nicht in eine schiefe Lage!“

Herr Solemacher schüttelte den Kopf, rieb sich die Stirn.

„Brahmstrang — Brahmstrang, ich hab' doch sonst ein gutes Gedächtnis und tennie alle möglichen Leute, wenn ich auch kein Wort mit ihnen gewechselt habe, so bloß nach Namen und Aussehen!... Na egal!... Und natürlich bin ich verschwiegen!... Aber Sie müssen's selbstverständlich auch sein!“

„Ein Narr wär' ich doch, hielt ich nicht den Mund!“

Herr Solemacher zwinkerte mit den Augen.

„Natürlich haben Sie an die „letzte Rettung“ gedacht — die Herat!“

Dem Baron war die Frage sichtlich unangenehm.

„Mein Gott!... Ja!... Das heißt, ich hatte so gerechnet! Verschafft dir Frau von Brahmstrang das nötige Geld, siehst du dich unter den Töchtern des Landes um, vielleicht... mit ihrer Hilfe!“

„Und sie hat abgelehnt?“

„Zur Frage kam ich gar nicht! Sie wies mich gleich an Sie, mein Name, rad Tollwitz hatte mich angemeldet und den Grund meines Besuches ausführlich mitgeteilt!“

„Komisch, — wirklich komisch,“ meinte Herr Solemacher, machte erst ein sehr nachdenkliches Gesicht und lachte dann. „Ja, mein Lieber, das ist für Sie auch wirklich die allerletzte Rettung! Und wenn ich den beiden, an die Sie ihre Pferde verpfändet haben, nicht mit einem Namen ins

Gesicht springe, hinter dem ein stromer Geldsack steht, wie ich wahrhaftig nicht, ob Sie den Mund halten. Denn schließlich kann man Sie in den besseren Kreisen auch unmöglich machen, ohne daß man gerade zum Staatsanwalt zu laufen braucht. Mit Rücksicht darauf, daß der die Gelegenheit benutzen könnte, auch die Antägar scharf unter die Lupe zu nehmen!“

Seine alte Taktik hatte Herr Solemacher angewendet, er rebete um die Sache herum, um den in tausend Kengfing Dastigenden vollends mirbe zu machen... Und das erreichte er natürlich in diesem Falle mit Leichtigkeit. Ganz apfllig war der kleine Baron geworden.

„Herrgott, so schießen Sie doch los! Wissen Sie eine — Partie für mich?“

„Ja! Der Zufall geht wirklich manchmal außerordentlich wege! Da lernte ich auf der Rennbahn einen jungen Menschen kennen, den Sohn eines schmerzlich gewordenen Wilmersdorfer Bauern. Da draußen war im letzten Jahrzehnt anständig zu verdienen! Der Junge ist ein Tagelöhner, treibt sich auf allen Rennplätzen herum, aber fideles Kerlchen. Der möchte gern in „bessere Kreise“ kommen. Na ja, das läßt sich machen, solange man nicht silberne Köffel gestohlen hat, falls der metallisch „Hintergrund und ein bißchen Saldo, schiff vorhanden sind... Und der hat eine Schwester, die beiden sind die einzigen Kinder, die möchte auch in andere Luft flattern! Was ihr am Ende keiner verdienen konnte!... Ich kenn' sie nicht, die Schönheit soll he aber nicht drücken, und ihre Eltern verwechseln trotz der Millionen noch sehr schön „mir“ und „mich“, wie man mir sagte... Die ich vom Haufe zu halten, wäre Ihre Sache!“

Der kleine Baron ließ die Mundwinkel hängen.

„Ich hoffe doch, für mich wär' irgendwo noch etwas anderes auf Lager!“

„Außer der Gefängnispeitsche oder der Kugel, die Sie da in der Hosentasche spazieren tragen, wüßte wenigstens ich nichts,“ entgegnete Herr Solemacher seelenruhig.

Da schüttelte Frau Ralslow vor Eitel! Leichtsinngig war er immer reichlich gewesen. Na, wenn man ein so tollen Schuß weiterkollt in den Aern hatte! Große Genossenschaft habe er kaum verpürt, als er seine „Pferde zum zweitenmal verpfändete. Die Schinder waren ja ausgezeichnet auf dem Posten und konnten mit den Konkurrenten in den wertvollen Rennen, zu denen sie genannt waren, fertig werden. Dann legte er eben den Restchen das Geld auf den Tisch — nach dem Siege. An einen bösen Ausgung hatte er schon deshalb nicht gedacht, weil der eine in Frankfurt wohnte und der andere in Berlin. Und schließlich ließen die Geldgeber mit sich reden, wenn er auch nur ein Teil seiner Schuld abgetragen hatte. Reichlich Aufgeld bekamen die ja, das war nun einmal so bei solchen Darlehensgeschäften!... So hatte er gedacht. Und alles war verkehrt gegangen! Die Schinder gewannen nicht, und der Frankfurter hatte erfahren, daß er einem Berliner noch einmal seinen gesamten Rennstall verpfändet hatte. Die beiden waren ihm auf die Stube gerückt und hatten ihm vierzehn Tage Schonzeit bewilligt. Eine Woche war schon herum. Woher Herr Solemacher die beiden kannte, überlegte Frau der Baron nicht weiter. Alle seine Gedanken konzentrierten sich auf das eine: Geld schaffen, Geld schaffen!... Und nun hielt ihm dieser Herr Solemacher erst den kleinen Finger hin und sagte ihm dann mit eisiger Ruhe, daß eine einzige Tür nicht verarmelt war, und zwar die, durch die er ihn drücken wollte... Den Revolver hatte er ja in der Hosentasche. Also erst einmal gehen, ob der Weg für ihn auch gangbar sei. Der Druck auf dem Abzug seines Brownings konnte dann immer noch erfolgen.

Da holte der Baron tief Atem.

„Herr Solemacher, wenn Sie meinen, ich bekäme da den Kopf frei, — und die Schledtigkeit schreit nicht zum Himmel, vielleicht ließe sich dann darüber reden!“

„Kommen Sie in drei Tagen, also am Montag, wieder! Im dieselbezeit, bis dahin hoffe ich klar zu sehen, ob ich Ihnen gefällig sein kann!“

Wenigstens etwas erleichtert, verließ der Baron Ralslow Herrn Solemacher... Der lächelte ganz niederträchtig vor sich hin, nachdem der Besuch abgegangen war, erhob sich, ging an seinen Schreibtisch, schloß ein Fach auf, entnahm ihm einen Brief und las die acht Seiten noch einmal. Die Unterschrift lautete: Ihre sehr ergebene Ella Brahmstrang. (Fortsetzung folgt).

— Flotter Betrieb. „Der Brief an Schnauser & Co. ist ja mit drei verschiedenen Handschriften geschrieben? Was soll denn das bedeuten?“

„Entschuldigen Sie, Herr Prinzipal, wir hatten heute sonst nichts zu tun — und da haben wir uns in den Brief geteilt!“